

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1913

24 (29.1.1913) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 8

dieser Feststellung erhoben, sind alle unrichtig, und steht diese viel gestrichelte Behauptung bisher durchaus unanfechtbar da, wenigstens soweit es sich um englische Verhältnisse handelt. Für Deutschland fehlt es allerdings noch an zahlenmäßigen Beweisen, es liegt aber gar kein Grund vor, daran zu zweifeln, daß sich die Dinge hier ebenso verhalten. Da die Lebensversicherungs-gesellschaften es bisher abgesehen haben, der Frage näherzutreten und wenigstens durch Trennung der Abfindungsleistungen von der Allgemeinheit die Grundlagen für eine Untersuchung der Frage zu legen, wird eine Lösung nur dadurch ermöglicht werden, daß die Abfindenden sich selbst eine Versicherungs-gesellschaft errichten; dies ist auch bereits im Werke.

Wenn man in den Himmel kommen will. Das Berliner Tageblatt hat von seinem katholischen Mitarbeiter folgende nette Mitteilung erhalten: „Mit welchen Mitteln für die Zentrumpresse agitiert wird, hat ein kleines Zentrumsblatt offen verraten. Der „Gebirgsbote“, die kirchliche Zeitung für die Grafschaft Glatz, bringt in ihrer Neujahrsnummer folgendes mündliche Gebot, das ins Hochdeutsche übertragen lautet:

An keiner Stelle bei Jungen und Alten (Alia)
Darf nicht der „dreimalige Vot“ fehlen (ahla),
Und wenn und er sollt fehlen in ein'm Stübel,
Da nimmts auch der ganze Pfarrhof übel,
Und macht euch, was jedes schon lange weiß,
Dadafür Erde, Himmel und Hölle heiß.
Und in den Himmel woll'n wir doch kommen;
Drum flink ein Abonnement genommen,
Das kostt — man muß das wohl rühmen sehr! —
Euch auch nicht ein' einzigen Böhm'n mehr.“

Daß für die Zentrumpresse mit religiösen Machtmitteln gearbeitet wird, ist nichts Neues, es wird nur selten so offen eingestanden, wie es das kleine Blatt gelegentlich seiner Abonnementserschöpfung hier tat. Die glücklichen Leser des „Gebirgsboten“ haben doppelten Vorteil, wenn sie einen Groschen für das Blatt mehr ausgaben: sie bekommen das Blatt wöchentlich drei- statt zweimal und haben auch Aussicht, in den Himmel zu kommen.



Für unsere Frauen.

Erhöhte Sterblichkeit der Arbeiterkinder.

Der Geburtenrückgang in Deutschland macht den leitenden Persönlichkeiten angeblich große Sorge und man versucht durch Kommissionen die Ursache feststellen zu lassen, um der Verminderung der Geburten entgegenzuarbeiten zu können. Allzu leicht geht man dabei nicht vor, aber man könnte ja entschuldigen erwidern, daß das Problem tatsächlich außerordentlich schwierig ist und sich nicht im Handumdrehen die richtige Lösung finden läßt.

Nun wird auch noch von besonderer Sterblichkeit berichtet besonders der Arbeiterkinder und den Personen über 80 Jahre. Von 1000 Arbeiterkindern starben im Jahre 1910 im Alter bis zu einem Jahre 194 männliche und 169,7 weibliche; im Jahre 1911 stieg diese Zahl auf 230,9 resp. 193,11, und auch bei den 1-2jährigen Kindern ist die Sterblichkeitsziffer stark in die Höhe gegangen. Man sollte meinen, daß der Grund nicht allzuschwer zu finden wäre. Und in der Tat wird auch von den amtlichen Stellen sogleich einer angeführt: es wird die Behauptung aufgestellt, daß die enorme Hitze im Jahre 1911 schuld sei.

Sicher hat der heiße Sommer einen ungünstigen Einfluß gehabt, aber letzten Endes müssen doch andere Ursachen vorhanden sein. Gegen die Hitze kann man sich bis zu einem gewissen Grade schützen. Warum ist die Widerstandsfähigkeit der Arbeiterkinder nicht groß genug, weshalb werden nicht Mittel gefunden, um den durch die hohe Temperatur entstehenden Schädigungen entgegenzuarbeiten? Das wäre durchaus nicht unmöglich, und es bedarf nicht einmal eines allzugroßen Scharfsinnes, um wirksame Methoden zu finden, wenn man nur will.

Aber die Mittel, die helfen könnten, passen den Herrschenden nicht, und deshalb muß alle Schuld auf die Sonnenhitze abgewälzt werden. Hier und da redet man auch von der Nachlässigkeit der Arbeitermütter. — Den Kindern der Reichen stehen kühlere und luftige Räume zur Verfügung, ihr Körper wird durch die denkbar beste Pflege und Ernährung widerstandsfähig gegen die Temperatur gemacht. — Wer sorgt für die Arbeiterkinder? Wer schafft den Arbeitern gesunde Wohnungen, wer gibt ihnen Löhne, daß sie die hohen Mietpreise bezahlen können, und wo sollen die Arbeiterinnen das Geld hernehmen, um ihren Kindern Pflegerinnen sein zu können? Die Not zwingt sie bald nach der Geburt wieder in die Fabrik oder zur Werkstätte zu gehen. Ob der Säugling inzwischen seine Wartung hat, darum können sich die wenigsten kümmern.

Zahl höhere Löhne und schafft billigere Lebensmittel und Wohnungen, dann wird ganz automatisch die Sterblichkeitsziffer in den Arbeiterschichten sinken. Freilich, bequemer ist es, auf die Hitze zu schimpfen und vor allem leidet der Profit darunter nicht.

Von der „Gleichheit“, Zeitschrift für die Interessen der Arbeiterinnen, ist uns soeben Nr. 9 des 23. Jahrgangs zugegangen. Aus dem Inhalt dieser Nummer heben wir hervor: Die wirtschaftliche Hochkonjunktur 1912. Von F. K. — Bezirks-Frauenkonferenzen. II. Von Luise Zieh. — Kampf- und Kriegsjahr. I. Von G. B. — Aus Finnland. Von Hilja Pärssinen. — Der Riß in der Welt des Katholizismus. Von W. D. — Aus der Bewegung: Die Beteiligung der Genossinnen am vierten Parteitag der preussischen Sozialdemokratie. — Von der Agitation. — Jahresbericht der Genossinnen in Weinböhla. — Politische Rundschau. Von G. B. — Gewerkschaftliche Rundschau. — Aus der Textilarbeiterbewegung. Von H. — Arbeitslosen-Abteilung im Deutschen Textilarbeiterverband. Von H. — Aus der Holzarbeiterbewegung. Von H. — Notiz über die Gewerkschaften in den Balkanländern. — Notizentell.: Dienstbotenfrage. — Arbeitsbedingungen der Arbeiterinnen. — Sozialistische Frauenbewegung im Ausland. — Frauenstimmrecht. — Frauenbewegung. — Die Frau in öffentlichen Kestern. — Frauenbildung.

Für unsere Mütter und Hausfrauen: Das Große. Von Alph. Behold. — Die Frauen in der persischen Revolution. Von A. Thalheimer. (Schluß). — Für die Mutter. — Heuilseton: „Das Volk wird vergoldet.“ Von L. Lajarvic. (Schluß).

Für unsere Kinder: Schlittschuhläufer. Von v. Mönies. (Gedicht). — Die Stednadel mit dem blauen Kopfe. Von Konrad Herrmann. — Niels Finn. Von B. Björnson. (Gedicht). — Altdeutsche Kampfspiele. Von Gustav Frenthag. — Noch etwas von Abraham Lincoln. — Der König besichtigt. Von Adolf Glatzreiner. (Gedicht). — Der Bleifessel des Bremer Doms. Von Eugenie Jacobi. — Der Aufhacker. Von Graf Franz Bocci.

Die „Gleichheit“ erscheint alle 14 Tage einmal. Preis der Nummer 10 Pfg. Durch die Post bezogen beträgt der Abonnementspreis vierteljährlich ohne Bestellgeld 55 Pfg.; unter Kreuzband 65 Pfg. Jahresabonnement 2.60 Mk.

Eingegangene Bücher und Zeitschriften

(Alle hier verzeichneten und besprochenen Bücher und Zeitschriften können von der Kartivuchhandlung bezogen werden.)

Von der „Neuen Zeit“ ist soeben das 17. Heft des 31. Jahrgangs erschienen. Aus dem Inhalt des Heftes heben wir hervor: Bogen Koalitionsrecht und Arbeiterchutz. Von Artur Stadthagen. — Neue Kämpfe in Ungarn. Von Eugen Varga (Budapest). — Kein Populismus in der amerikanischen sozialistischen Partei. Von A. M. Simons. — Aus dem württembergischen Regentensaal. Von R. Kautsky. — Anfielung und Sozialdemokratie. Von Dr. Wilhelm Grunow. — Zum Schluß. Von Ant. Baanefoel. — Literarische Rundschau: Emil Ludwig, Wisnarc, Von Hermann Wendel, Emilia Binda, L'Impressa di Tripoli, Von Oda Olberg. — Zeitschriftenschau. Von J. Köttgen.

Ergänzungsheft zur „Neuen Zeit“ Nr. 16: die Wandlungen der Goldproduktion und der wechselnde Charakter der Teuerung. Von R. Kautsky.

Die „Neue Zeit“ erscheint wöchentlich einmal und ist durch alle Buchhandlungen, Postanstalten und Kolportage zum Preise von 2,25 Mk. pro Quartal zu beziehen; jedoch kann dieselbe bei der Post nur pro Quartal abonniert werden. Das einzelne Heft kostet 25 Pf.

Probenummern stehen jederzeit zur Verfügung.

Vom „Wahren Jacob“ ist soeben die 3. Nummer des 30. Jahrgangs erschienen.

„Der Naturarzt“, 41. Jahrgang, Nr. 1 (Ausgabe 165 000). Red.: Dr. med. Schönerberger u. Oskar Mummert. Exped.: Berlin S.W. 11. Frei jährlich 3 Mk. Probe-Nr. frei. — Aus dem Inhalt: Rückblick-Ausblick. — Prof. Dr. med. Klein: Die deutsche Naturheilbewegung und das Reformkrankenhaus. — Dr. med. Schönerberger: „Influenza“. — W. Siebert: Das Fleckfieber (Neue Lehre vom Rausen). — Sammelmappe: Disposition zur Schwindsucht. — Nährsalzarme Nahrung bei Tieren. — Wucherungen im Magenraum. — Störungen infolge unterdrückter Hauttätigkeit. — Beilage: „Für unsere Frauen und Mütter“: Dr. med. Schönerberger: Die Wechseljahre des Mannes. — A. Scharrelmann: Die erste Liebe meiner Tochter. — Dr. med. Schönerberger: Schnupfen bei Säuglingen. — Warg. Schirmermeister: Gebratenes und Gedadenes (Ersatz für Fleisch). — Beilage: Für unsere Jugend: G. Martin Hildemann: Wie erlange ich eine schöne Haut? — Bruno v. d. Schalk: Ein Wikinger.

Unterhaltungsblatt zum Volksfreund.

Nr. 8.

Karlsruhe, Mittwoch den 29. Januar 1913.

33. Jahrgang.

Inhalt der Nr. 8:

Kaisers Geburtstag. — Die erste glückliche Ueberfliegung der Alpen. — Merle. — Für unsere Frauen. — Eingegangene Bücher.

Kaisers Geburtstag.

Von Ferdinand Madlinger.

Die besseren Gimbtsbacher Bürgerleute, Männer und Frauen, schritten im Sonntagsstaat über den knirschenden Schnee des Marktplatzes in das Nyzeum. Auch die Schulbuben strömten herbei mit ihren farbigen Mützen, von denen sie heute den Nachstädtüberzug entfernt hatten.

Im Flur troppten die Leute fest auf und stampften mit den Füßen, um das Schmelzwasser von den anstehenden Schneestollen zu befreien. Dann stiegen sie schweigend auf den Treppauf in die „Aula“.

Man muß dieses Wort in höhnische Gänsefüßchen legen, denn das kleine Nyzeum besaß gar keine richtige Aula. Burden Eltern und Schulfreunde zu einer Feier in die Aula eingeladen, so war damit nichts anderes gemeint als der ausgeräumte Zeichenaal.

Den hatte der Schuldner jemeils zwedentprechend herzurichten. Der festliche Schmuck bestand heute aus viermal sechs Köpfen mit blühenden Hyazinthen, die das Gesinse der vier Fenster krönten. Vorn auf dem Podium stand in bogensförmiger Linie ein grüner Sain; etliche Cleanderföcke, zwei Kübel mit Kugellorbeer und ein paar magere Palmen.

Von diesem grünen Hintergrund hob sich recht wirkungsvoll ein schwarz-weiß-rot beschlagener Sodel ab, der eine Biste trug. Eine schneeweiße Gipsbüste in Skaraffieruniform. Denn es war Kaisers Geburtstag.

Kinks auf dem Podium stand ein mit den Landesfarben verhülltes Rednerpult. Der Duft von Blumen und Pflanzen vermodete aber nicht den zähen, weichen Geruch von Radiergummi zu betäuben, der in jedem Zeichenaal herricht. Man merkte auch an den Gipsmodellen, die die Wände schmückten, und an den vielen Gasarmen mit den grünen Lichtschirmen, daß man sich in einer Werkstatt befand. Aber alles in allem hatte sich der Schuldner redlich Mühe gegeben. Sogar die nackten, unschönen Gasarme hatte er mit farbigem Stoff umwickelt und mit Papierfäden besänftigt.

Auf den engen Stuhlreihen des gut durchwärmten Saales hatten schon ziemlich viele Vertreter der Bürgerschaft Platz genommen und unterhielten sich im Flüsterton. Es waren lauter gutartige Leute, denen der Besuch einer patriotischen Gelegenheit, ebenso wie der der Kirche, zum guten Ton gehörte. Umso mehr, wenn er keine Kosten verursachte.

Auch ein paar Probenbauern waren darunter, die ihrem Hausstand einen besonderen Glanz zu verleihen meinten, wenn sie einen vierstötigen Sohn im Nyzeum abschleifen ließen. Die hodten leuchend da, eingezwängt in längst vermodene Gebröcke, mit fettglänzendem Haar, die rostbraunen, behaarten Hälse von weißen Tragen umschürt. Man sah ihnen an, wie sie in der Gewandung litten.

Mehr und mehr füllte sich der Raum; besonders mit Damen, die mit ihren gefampterten Pelzjachen und Festkleidern ganze Wolken muffigen Schrankgeruchs hereinwälzten. Der verbrauchte Atem und die warme Ausdünstung der Menschen legte sich als feiner Beschlag auf die Fenster-scheiben.

An der Tür machte der Direktor seine edigen Verbeugungen. Wenn er eine vornehmere Persönlichkeit begrüßte, huschte ein frostiges Lächeln über sein käsefarbnes Altphilologengesicht, das ein grauer Haarschopf unordentlich umwallte. Aufgeregt drückte er an seinen weißen Handschuhen und stauchte tiefer in die Finger hinein.

Der Frack, der um seine hagere Geallst schlotterte, war eigentlich gar kein Frack, sondern ein Gehrock. Der Besucher konnte ihn aber mittels eines sinnreichen Mechanismus rasch in einen Frack verwandeln, indem er die Schöße nach innen umschlug und zurückknöpfte. Stadtschneider verstehen heutzutage nichts mehr von solchen Kniffen, nur das Land gebiert noch solche Kleiderkünstler.

Der Zylinderhut, den der Direktor in der Hand schwang, hatte 25 Gulden gekostet. Man rechnete noch nach Gulden, als er ihn kaufte.

Für diesen tüchtigen Schulmann, mit seiner starken Neigung fürs Militärische, bedeutete ein patriotisches Fest immer einen Freudentag. Besonders seit er an seiner Schule selbst einen Herrn besaß, den Dr. Schönleber, der in der Uniform des Reserveoffiziers der Schulfeier beizuhören konnte und so das Ansehen des Philologenstandes in erfreulicher Weise hob.

Die Rathausuhr hatte soeben acht geschlagen, und die harrende Menge im Zeichenaal fing an, gelangweilt zu husten und ungeduldig auf den Stühlen zu rutschen. Die Schüler standen dichtgedrängt an den Wänden ringsum. Sie kniffen sich heimlich, fischerten und flüsternten sich Bemerkungen zu über ihre Schulmeister, die mit den feierlichen Schwalbenschwänzen so ungewohnt komisch ausahen.

Von unter her vernahm man jetzt das Klirren geschleppter Offizierssäbel, die bei jedem Tritt an die steinernen Staffeln der Treppe schlugen. Das waren die Herren Reserveleutnants. Offenbar bestellte eine Verordnung, wonach Reserveoffiziere den Säbel müssen schleppen lassen, damit man sie von den aktiven unterscheiden könne.

Schon traten sie herein in ihren prächtigen Uniformen mit den glitzernden Knöpfen und breiten Epauletten. Fast ein Duzend waren's; ein Philologe, die Apotheker, Referendare, Aerzte, der Rentamtmann, reiche Fabrikantensöhne. Alle Köpfe reckten sich neugierig, und die Frauen flüsternten einander ehrfurchtsvoll die Namen der Herren zu.

Mit vornehmer Gelassenheit standen sie im Saal herum und unterhielten sich so laut und unbefangen, als wären sie allein da. Endlich nahmen sie umständlich ihre Plätze ein, die ihnen der Direktor in der vordersten Reihe anwies.

Trotdem begann die Feier noch nicht. Der Alte lauterte immer noch an der Tür auf seinen Freund, den Oberamt-mann. Ehe der höchste Staatsbeamte des Städtchens anwesend war, durfte er das Zeichen zum Beginn nicht geben, so leid es ihm tat wegen der Rentnants.

Vorn bei der Tür, gegen die Wand gedrückt, sah neben dem Rednerpult das kleine Häufchen Anstaltslehrer, und mitten unter ihnen der Oberlehrer, der heute die Festrede zu halten hatte. Er schaute wie abwesend vor sich hin und fingerte nervös an seiner Krawatte. Alle Augenblicke griff er in die Tasche, um sich zu vergewissern, daß die Abschrift der Rede auch wirklich noch dort stak. Wehe, wenn er sie verlore! Wenn seine Kollegen ihn anulften wegen seiner Aufgeregtheit, lächelte er gezwungen und suchte, die größte Gemütsruhe vorzutäuschen.

Es war alle Jahre eine furdtbare Geschichte, bis ein Lehrer sich zur Uebernahme der Kaiserrede bereit erklärte. Nicht als ob es ihnen am richtigen monarchischen Empfinden, an der schuldigen Verehrung für die Person des Kaisers gefehlt hätte. Keineswegs! Aber es war von der Behörde ein Erlaß gekommen, daß die Kaiserrede sich nicht in ihrer Ganzheit mit den Verdiensten des Trägers der Krone beschäftigen solle, sondern es sei irgend ein wissenschaftliches Thema zu Grunde zu legen. Am Schluß sei dann in geeigneter Weise auf den Herrscher überzugehen und ein Hoch auszubringen.

Hier lag das Unangenehme und Schwierige. Dieser plöbliche Uebergang mußte in den meisten Fällen höchst gewaltig ausfallen, ja er konnte sogar lächerlich wirken, und darum sträubte man sich aus Lebenskräften gegen die

„Krafferrede. Der Streif endete gewöhnlich damit, daß man den Unglücklichen auslöste.

Holl diebischer Schandentruhe zogen die Kollegen den Kaiserredner auf und ermahnten ihn, in seinen Lobeserhebungen eine gewisse klassische Mäßigung walten zu lassen. „Alles mit Maß und Ziel! Sie wissen ja: Sunt certi denique fines!“

Der Redner verteidigte sich damit, daß er sagte, man dürfe an solchen Tagen auch mal ein Wort zu viel sagen und brühe nicht alles auf die Goldwaage zu legen. Ein dritzen rednerische Schönfärberei sei mit dem besten Willen nicht immer zu vermeiden, und er bitte im voraus für Alles um Nachsicht.

Als man ihn nach dem Stichwort fragte, das der Rede Schluß anzeige und bei dem man sich zum Hochrufen bereit machen müsse, gab er die Redensart an: „In diesem Sinn, verehrte Anwesende...“

Eine geschlagene Viertelstunde ging drauf, bis ein Referendar erschien, als Vertreter des Oberamtmanns. Je vornehmer der Mann, desto länger läßt er auf sich warten. Der Direktor dienerte den beschämten Jüngling ehrfürchtig herein und bot ihm den allerbesten Platz an, mitten zwischen den Uniformen.

Man schlug der Gesanglehrer auf dem Klavier einen Akkord an, die Sänger hupeten, hoben die Köpfe und fielen ein in den Choral: Mit dem Herrn sang alles an. Daran schloß sich ein etwas länglicher Prolog, den der Sekundaner-Primus vortrug.

Dieser Prolog hatte seine eigene Geschichte. Er war verfaßt von dem dichtenden Mitglied des Kollegiums, einem Akkordspieler, der sein Werk einer Ode des Horaz im asklepiadischen Versmaß nachgebildet hatte. Stolz auf seine Leistung bot er es dem Besitzer des Gimbsbacher Anzeigers zum Abdruck an. Der Drucker erklärte sich zwar bereit, bemerkte jedoch, der Inhalt komme ihm etwas stark byzantinisch vor. Aus Bescheidenheit zog deshalb der Verfasser sein Gedicht zurück und wollte es nur seinen Schülern zu Gehör bringen, denen seiner Meinung nach etwas Byzantinisches nichts schadete.

Natürlich erntete der Prolog brausenden Beifall. Am eifrigsten klatschten die Schüler aus der Klasse des Verfassers. Vielleicht konnten sie ihn dadurch milde stimmen.

Es folgten noch ein paar vaterländische Gedichtvorträge, markige Verse voller Wucht und Kraft. Da rauschte es ganz schauerlich von den Flügelschlägen des „Deutschen Mars“, vom Wehen des „Deutschen Eichwalds“, vom Flattern des „Deutschen Banners“. Es fielen die alten Kernworte von „deutscher Treue“, von „Blut und Eisen“, „Sieg oder Tod“, von den „Taten der Väter“. Es war ein Ausbruch blühender Alldeutschländerei.

Der bedächtige Zuhörer hatte das Empfinden, daß hier der Mund etwas reichlich voll genommen wurde, und daß diese großen, herausfordernden Worte nicht ganz in unsere Zeit paßten. Aber an Kaisers Geburtstag nimmt man ein paar Großsprecherien schon in Kauf.

Endlich stieg der Oberlehrer aus Kult; freideweiß und mit bebenden Lippen. Schon unterwegs riß er sein Konzept aus der Tasche, und droben machte er eine linksche Verbeugung. Langsam und tastend gab er Satz für Satz von sich mit seiner klanglos heiseren Schulmeisterstimme, bis der Anfang überstanden war und er richtig in Fluß kam.

Die Ausarbeitung der Rede war eine außerordentlich gründliche. Nach einer viertelstündigen Einleitung erklärte er, er wolle nunmehr in sein eigentliches Thema eintreten, die Gründung der deutschen Einheit. Zum Verständnis dessen sei jedoch ein kurzer Rückblick über die Geschichte Entwicklung des deutschen Einheitsgedankens von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage unerlässlich.

Da setzten sich die Zuhörer fester in die Stühle zurück und richteten sich auf einen ausgedehnten Vortrag ein.

Wie der Redner nun bei den alten Germanen anfang und sich des längeren über die Teutoburger Großtat ausließ, da lehnte sich auch der alte Schuldner, der im Hintergrund des Saales neben dem Ofen hockte, behaglich an die Wand. Seine Gedanken schweiften rückwärts in jene unwergeßlich schreckenvollen Samartage, wo er sich un-

term General Werder an der Warme mit dem Dourbasi herumzuschlug. Wie grimmig kalt es damals war! Wie eifrig der Wind über die Schneefelder piff! Und die tödlichen Wivads in Schnee und Eis, die gefährlichen Vorposten, der nagende Hunger! Aber schön und erhebtlich ist doch die Erinnerung an solch fürchtbare Zeit.

Ein junger, forsjcher Kerl war er damals noch. Und wie er heimkam, nahm er seinen Schatz zur Frau, und die setzte ihm sechs gesunde Ruben her. Von denen war ihm der Dritttelste allerdings im Krieg mit den Chinesen geblieben; er mußte ihn dem Vaterland opfern. Doch die andern wuchsen heran und wurden tüchtig.

Sechs Ruben, das war keine Kleinigkeit. Da hieß es den Kopf hochhalten und schaffen, daß genug Brot im Haus war. Er hatte da um sein altes Schuhmacherhandwerk wieder aufgegriffen und nähte seine Freistunden bei Tag und eine Teil der Nacht, um nebenbei noch etwas Geld herauszuschlagen. Und trotz der Armut und Plakerei ließ er sich nicht soweit vom Mißmut unterkriegen, daß er in die Reihen der Unzufriedenen getreten wäre.

Ein wohliges Gefühl angenehmer Mattigkeit überkam ihn; sei es durch die Wärme, die der Kofkosen ansapie, oder durch die dicke, glühend heiße Luft des Zimmers, oder durch die Nachwirkung ausgedehnter Nacharbeit, sein Kopf sank ruckweise nach vorn auf die Brust. Dazu kam noch das einformige, öde, hölzerne Wörtergetröpsel des Festredners, das ihn förmlich einschläferte, und seine Atemzüge gingen umso ruhiger, je tiefergründiger der glatzköpfige Oberlehrer einen Geschichtsabschnitt behandelte.

So verfiel der Schuldner den größten Teil der Rede. Der Lehrer war bereits auf den Krieg wider den „Erbfeind“ zu sprechen gekommen, und die Leute lauschten mit atemloser Andacht diesem bekannnten und beliebten Thema.

Da schnarrte plötzlich ein Laut durch die Stille des Saales.

„— hrrrrra.“ Die Leute tuscheln und wenden sich lächelnd um. Es ist der Schuldner, der schnarrt. Hornfunkelnden Auges blickt der Direktor durch seine scharfe Brille nach dem Unglücklichen. Ein Bauersmann knipst den Schläfer am Knie. Der hebt ganz wenig den Kopf und blinzelt den Störer mit halbhoffenen Augen feindselig an. Er blinzelt weiter zum Rednerpult hin und hört im Halbbüsel die Worte fallen: Vaisane, Montbéliard, Bourbaki.

Ja, ja, das kennt er, die Vaisane und Mompelgard. Da war er auch dabei! Hu, war das ein scharfer Frost damals! Daß die Steine barsten! Und keine Muth bei Tag, und nachts mit durchfrorenen Knochen Posten stehen, müde zum Umfallen. Ach wie gut ging es ihm doch jetzt! Er hatte doch seinen Frieden, konnte schlafen — schlafen — — ausruhen —

Der Kopf fiel ihm wieder hinab, und er dröselte weiter. Bald kam das langersehnte Stichwort: „In diesem Sinn, verehrte Anwesende, fordere ich Sie auf, mit mir einzustimmen...“

Das Stühlerücken der Leute und das brausende Hoch schredten den glücklichen Schläfer auf, der einen Augenblick verwundert um sich schaute. Die Nationalhymne wurde angestimmt und stehend abgefungen. Es war die ergreifendste Szene des Festakts. Dem Direktor pochte so das Herz unter dem Grad von Stolz und hohem Mut, daß die gelbe Medaille auf seiner Brust bei jedem Pulsschlag in die Höhe hüpfte.

Die Leutnants standen in heldenmäßiger Photographierstellung da, das linke Bein vorgekehrt, die Hände auf dem Knopf ihrer Schwerter. Jeder einzelne ein Lobengriß! Dieser Vergleich drängte sich besonders bei dem Rentamtmann auf, weil er etwas allzulanges, blondes Haar trug, das ihm hinter den Ohren wallend niedersiel auf den roten Uniformkragen.

Mit dem frischen Knabenchor „Ginaus in die Ferne“ ging die Feier zu Ende. Alles Volk drängte dem Ausgang zu, froh, dem dunstigen Schwitzkasten zu enttrinnen. Der Schuldner war, vom schlechten Gewissen getrieben, schon vorher zur Tür hinausgewischt. Aber der Direktor hatte ihn erpöht. Auf dem Gang stellte er ihn und schrie ihn an vor allen Leuten. Er verbitte sich ein solches Be-

tragen bei einer öffentlichen Feier. Seine Kausche solle er gefälligst zu Hause ausklopfen. Und am Ende der Standrede schleuberte er ihm noch voll Verachtung ins Gesicht: „Wenn Sie sich für den Sie bürger-Krieg so wenig interessieren, so ist das im höchsten Grad bedauerlich. Schämern Sie sich.“

Vielleicht wäre der Direktor nicht ganz so auffahrend und entrüstet gewesen, hätten nicht die Referendons hinter ihm gestanden und der Vertreter des Oberamtmanns. Da hieß es Schneid zeigen!

Der alte Schuldiener war ganz Beteppert und machte ein zerknirshtes Arnsündergesicht. Das helle Wasser trat ihm in die Augen, während er den Leutnants die grauen Mäntel holte und ihnen hineinhalf.

Aber es ist ihm ganz recht geschehen! Wer bei einer Festrede einschläft, ist ein schlechter Patriot und verdient kein Mitleid. Und wenn er noch so oft in bitterfalten Nächten fürs Vaterland gewacht hat!

Die erste glückliche Ueberfliegung der Alpen.

(Bericht unseres Korrespondenten.)

Brig am Simplon, 26. Jan. Kaum hatte ich heute früh in Montreux, wo ich referiert hatte, das Extrablatt gelesen, monach der seit Wochen an der Ueberfliegung des Simplon trauierende Peruaner Bielopucic heute endgültig den großen Wurf wagen wollte, da trat mich auch schon ein Auto zum Bahnhof und weniger als 10 Minuten später sauste ich im Zuge am herrlichen Genfer See entlang ins tieferschnitte Rhonetal hinein, dem Simplon entgegen.

Schon in St. Maurice und Martigny steigen aufgeregte Bergtrazler in unsern Abteil. Ueberall erzählte man, heute würde es wirklich Ernst mit dem Flug über die Alpen durch einen fliegenden Menschen und in Gampel, der künftigen Mündungsstation der Lötschbergbahn, stiegen Skifahrer ein, die wie wir zum Flugplatz hinauf wollten. Man erinnerte sich traurig an den kühnen Chabaz, der am 23. September 1910 das große Wagnis ausgeführt, aber seinen Sieg mit dem Tode hatte büßen müssen. Bielopucic aber habe vor Chabaz, der nicht nur sein Landsmann, sondern auch sein Vetter sei, eine weit größere Erfahrung im Fliegen voraus, habe auch seit Wochen eingehende Studien über die Gefahren der Bergeschluchten gemacht, stehe mit den Wettermeldestellen in Domodossola in Verbindung und habe vor allem einen eigens für diesen Flug gebauten Henriot-Monoplan und einen um 80 Pferdekraft stärkeren Motor. Zeitungen meldeten bereits, daß B. gekümpert habe, um den erschrecklichen Gefahren der Salsinasschlucht zu entgehen, werde er so hoch fliegen, daß ihm die Winde der Abgründe und Berge nichts anhaben könnten. Auch sei er viel mehr als sein unglücklicher Vetter gegen die Kälte geschützt, die damals dem Abwärtler das Steuer aus der Hand gerissen habe. B. sei vom Kopf bis zu den Füßen in warmes Seidenpapier eingewickelt, trage darüber ein feines Gewand und nicht weniger denn 3 Sweater, sitze auch direkt hinter dem wärmenden Benzinhälter, umhüllt von Aluminiumteilen, sodas er der Kälte spotten könne, zumal er bestimmt hoffe, den Flug in knappen 20 Minuten leisten zu können.

Plötzlich, wir sollten in 5 Minuten in Brig einlaufen, türzt alles an die Rupefenster; von draußen hört man laute Rufe, Menschen eilen dem Brigerberg zu, wo in 850 Meter Höhe die Wiste auf 300 Meter vom Neuschnee befreit ist und von allen Seiten tönt bei den Aussehern: „Vite! vite!“ Sollten wir schon zu spät kommen? — Schnell machten wir uns zum Aussteigen parat; auch die Reisenden, die nach Italien weiter wollen, unterbrechen die Reise, um dem weltgeschichtlichen Ereignis beizuwohnen — und pünktlich um 12,02 sind wir in Brig. Aber noch ehe wir einen Schritten haben, ertönt ein lauter Jubelschrei aus hundert Kehlen: „Dort oben! dort oben!“ Tatsächlich sieht man dort, wo blendend weiß das Wakenhorn, das Schönbhorn und die anderen Dreitausender in der Sonne glitzern, einen kleinen, dunklen Punkt, der sich in Spiralen in die Höhe schraubt — es ist der kühne Peruaner, der Schlag 12 Uhr aufgestiegen ist und sich gerade in der Lücke zwischen Glishorn und Rognwald befindet. Vom Schlitten aus (es führen noch einige französische und italienische Journalisten mit), der uns in ständiger Fahrt dem Ried näher brachte, konnten wir den Wagemutigen, der Gut und Blut einsetzte, um seinen ein ganzes Jahr genährten Wunsch erfüllt zu sehen, gut beobachten, bis er nach einer Viertelstunde zu unserm Schrecken hinter den verackelten Felsen der scheinbar unüberwindlichen Salsinasschlucht verschwand, auf einige Sekunden wieder sichtbar wurde und sich bis auf min-

denstens 3000 Meter in die Höhe schraubte, um im nächsten Moment wieder zu verschwinden.

Uns allen schlug vor Erregung das Herz. Wird es gelingen sein? Wird er in Domodossola glücklich landen? Oder werden auch ihn die Schrecken der Bergeschluchte vernichten haben? ... Unser Aufseher, ein knorriger Walliser, erzählt uns im Weiterfahren, daß man in der ganzen Gegend die Anse und Kaltblütigkeit des seit Wochen anwesenden Fliegers bewundere. Als Chabaz, den er öfters zum Flugplatz gefahren habe, von seinem ersten Probeflug zurückgekehrt sei, habe er immer gesagt: „La mer ce n'est rien!“ Bielopucic dagegen hätte nur die Empfindung gehabt, daß ihn schon in 1900 Meter die Berge zu erdrücken gedroht hätten und daß er ein Gefühl gehabt habe, sonst nur in 4000 Meter Höhe. Die Kraft und Wucht der Bergluft hätten ihn zwar nicht nutzlos gemacht, aber doch gerüttelt und geschüttelt, und im Hotel habe er nachdenklich geäußert, daß ihm erst jetzt so recht klar geworden sei, wie sehr dieser Flug ein Kampf um Leben und Tod ist. Gewiß sei seine absolut sichere Zuversicht nach dem ersten Schauen in die graulichen Schlünde der Salsina ein klein bisschen gesunken, „mais je ferai tout mon possible!“, aber sein Wille sei unbeugsam.

Oben hatten wir jetzt nicht mehr viel zu tun; schon kamen die Skifahrer wieder herunter, rasselten die Mobelfahrer vorüber und eilten die Journalisten hinunter nach Brig, um die Telegramme über die Ankunft oder das Unglück zu erwarten. Auch die vielen, vielen Photographen, die Kinetographenknipser und die Herren der Flugplatzgesellschaft, alle ausgerüstet mit Bergstock, Eispickel und schwerbenagelten Stiefeln, gingen bergab. Ueber den Monceyapass, den vor einer halben Stunde der Flieger (er ist erst 23 Jahre alt) überflogen, legt sich leise eine feine Wolke, eine zweite bedeckt für Minuten die eisbedeckten Gipfel der anderen Walliser Alpengipfel, — wenn sich nur nicht eine Wolke legen möchte über die frohe Erwartung all der Hunderte, die jetzt mit uns auf Antwort von der Südseite warten.

Um 12,58 Minuten rasselte das Telephon. Herr Briffet, der Chef des Hauses Henriot-Paris, das den Flug mit arrangieren half, steht schon bereit — und im nächsten Augenblicke sehen wir es seinen strahlenden Widen an, hören wir es aus seinen jubelnd herausgestoßen Worten, empfinden wir es aus den gegenseitigen Glückwünschen, daß das Wagnis gelungen, daß die Kraft und Ausdauer über die Gefahren des zornigen Simplon gesiegt haben. Den Augenblick, da der erste Mensch heil und glücklich über die Alpen hinweg sich aus dem Norden hinüber nach dem Süden geschwungen hat, miterlebt zu haben, löst eine faszinierende Begeisterung aus. Eine aviatische Großtat sondergleichen ist soeben vollbracht worden, eine, die den Flug Vérolets über den Kanal weit hinter sich läßt, eine, die selbst im Strudel der augenblicklich aufgeregten Welt ereignisse Millionen und abermalen Millionen für Augenblicke aufhorchen lassen wird. Und so wie 1910 die ganze Welt um den kühnen Chabaz trauerte, als er wenige Sekunden vor der Landung bei Majera hinter Domodossola vor Schrecken und Aufregung über die überstandenen Gefahren zu Tode stürzte, so wird jetzt die ganze Kulturwelt sich freuen mit dem Sieger, der den Gipfelpunkt aller flugsporlichen Leistungen erreicht und seinen Namen unsterblich gemacht hat.

Und jetzt ihr nicht das Leben ein, nie wird euch das Leben gewonnen sein!

Bielopucic hat ohne zu markten und zu feilschen sein kraftstropendes junges Leben eingesetzt und darf sich jetzt den ersten Menschen nennen, der uns erzählen kann von den Schrecknissen der Alpengeschlünde, von den graulichen Märdern der Felschluchten und von dem herrlichen Schauspiel inmitten der ewig eisbedeckten Gletscherriesen hoch oben in schwindelnder Höhe.

Wie lange wird es dauern, bis wir uns mitleidig das 19 000 Meter lange Tunnelloch anschauen, das geniale Techniker vor 11 Jahren mit einem Kostenaufwand von Millionen durch den Simplon geschlagen haben? Bis wir durch immer neue Siege der Aviatik den weitverzweigten Schienenstrang mit ähnlichen Empfindungen besprechen, wie heute die Post, die Goethe nach Italien brachte? Sind nicht gerade diese Siege der Technik, diese Triumphe des menschlichen Geistes über den Stoff dazu angetan, uns mit unbändiger Begeisterung für den Sieg der glückverheißenden Zukunft zu erfüllen.

R. A.



Allerlei.

Alkohol und Lebensdauer. Ueber diese Frage schreibt der bekannte Dr. med. Arnold Holtscher: Für die Frage nach dem Einflusse der Alkoholabstinenz auf die Lebensdauer gibt es bis jetzt keine anderen Beweismittel als die Erfahrungen der Lebensversicherungsgesellschaften in England und in einigen anderen Ländern, die eigene Abteilungen für Abstinente führen und deren Ergebnisse eine um circa 25 Proz. bessere Lebenserwartung der Abstinenten ergeben. Die Einwendungen, die man gegen